

## Porträt des Monats

# «Die Glöcknerwohnung von St-Sulpice war unser Atelier»

Er ist einer der bedeutendsten Maler und Grafiker Liechtensteins nach 1945. Mit seinem Druckzyklus «Vähtreb» von 1986 ist **Martin Frommelt** bis 3. Juli zu Gast im Schaaner Domus. Ein feinsinniger Mensch mit Bodenhaftung, begleitet von der Transzendenz. Ihn zu treffen, ist ein Pläsier.

VON GABI EBERLE

# M

iar got's guat, momoll. Wenn desi z'freda sin metmer ...» Pünktlich, eine Tasche mit Büchern über sein Schaffen dabei, trifft Martin Frommelt im Schaaner Dorfmuseum ein. Er ist zu Fuss gekommen. Der Blick aus sehr dunklen Augen ist klar, seine Stimme angenehm, mit rauen Gebrauchsspuren. Das Porträtfoto ist rasch aufgenommen. Seiner Aufmerksamkeit zu schenken, läge ihm fern, würde ihn nur vom Anschauen der Dinge rundherum abhalten. «Wegen dem Ankleiden gibts schon manchmal 'Kieb», meint er verschmitzt. Sein zweiter Grafikkzyklus «Vähtreb-Viehtrieb», teils schwarz-weiss, teils in Farbe, erschien 1986, nach über acht Jahren Entstehungszeit – eine expressive grafische Erzählung in Tiefdrucktechnik über das karge

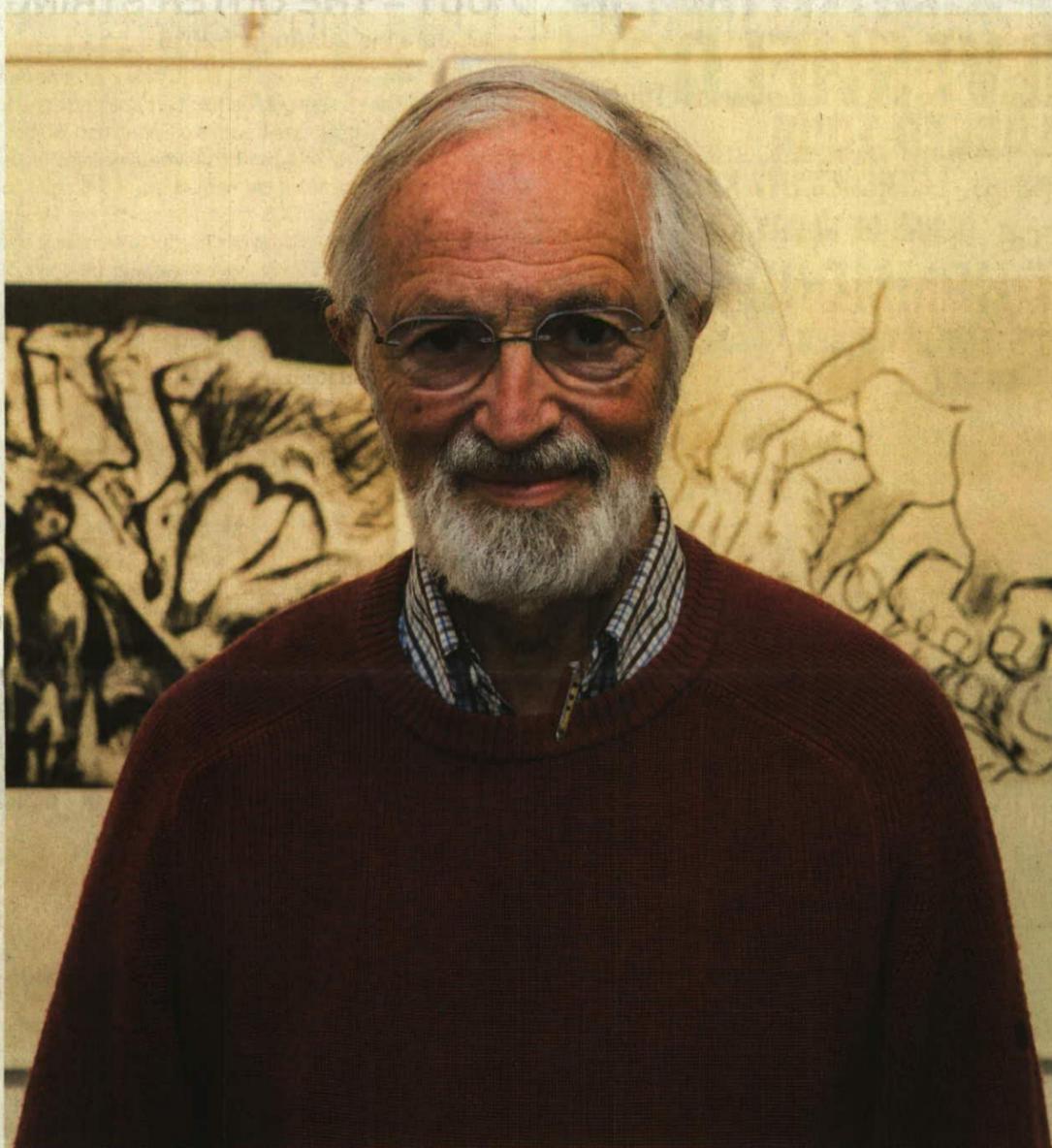


Bild: Daniel Schwendener

«Wenn du dich für etwas entscheidest, verpasst du einfach anderes. So ist das halt.» Martin Frommelt, 82.

„  
Ich war nie ein  
Bohémien.  
“

Leben der Viehhirten in den Alpen. Hunderte und Aberhunderte von Handzeichnungen gingen voraus. «Der ursprüngliche Titel war 'Trieb. Tier. Mensch. Dieser war einigen etwas ungeheuerlich und so wurde 'Viehtrieb' daraus. An der Sache an sich habe ich nichts geändert», schildert Frommelt schmunzelnd. Literatur, um sich ins Thema einzulesen, brauchte er nicht. «Ich war schon mit zwölf Jahren auf der Alp, habe alles miterlebt. Es wurde geflucht oder gebetet. Nirgends habe ich so viel Fluchen gehört wie dort oben. Alle haben im gleichen Zimmer geschlafen, auf dem Strohlager. Wenn sie auskamen miteinander, ging es. Wenn sie Krach hatten, hat man einfach die Buben dazwischengelegt. Auch manchen Alkoholsüchtigen schickte man in die Alp. Die Distanz zum Dorf, in die Beiz, war zu gross. Wenn als Beispiel der Balzner auf Guschfiel wollte, waren das fünf Stunden Marsch. Freien Tag gab es keinen.» Dem Alkohol konnte er nie viel abgewinnen und beim Rauchen machte ihm eine Toscani (italienische Zigarre) den Gar-

aus. Er bekam sie von einem älteren Hüterbub in der Nachbarschaft für zwei Tage Viehütendienst, damit dieser «mit einem Mägdlein, das im Maisfeld nebenan jätete, karisieren konnte». Dem 13-jährigen Martin wurde «hundsmiserabel. Nana rief zu Hause den Doktor. Er wacht bin ich erst am anderen Morgen wieder», lacht Frommelt herzlich.

Ein Kunstverständnis war, neben dem Bodenständigen, der Zimmerei/Schreinerei, dem Bauernbetrieb, bereits zu Hause vorhanden. Seine Mutter, eine geborene Frick, verkaufte von zwei Schweinen jeweils eines dem Metzger, um von jüdischen Familien, die Geld für die Überfahrt nach Amerika benötigten, Porzellan für ihre Sammlung zu erwerben. «Sie hatte eine innere Grösse, ein Verständnis für das Feine.» Der Vater forderte als Zimmermann die Ästhetik einer Form. «Vom Charakter her wäre er ein Architekt gewesen, besass ein inneres Talent im Sinne von Materialgerechtigkeit in Bezug zur Funktion.»

Nach der Schulzeit durchläuft der junge Frommelt eine drei Jahre dauernde Grundausbildung im bildnerischen Gestalten bei seinem Onkel, dem Priester, Politiker und Künstler Anton Frommelt. «Der Onkel war wie ein Amboss, eine breite Natur, hat sich nicht verschieben lassen. Er hatte die Tendenz, mich zu prüfen. Meine Brüder wussten schon mit 14, was sie wollten, waren alle in der Zimmerei/Sägerei. Bei mir, ich war der Drittälteste, war das nicht so klar – ich wäre auch Steinhauer geworden. Die Unterstützung der Familie hatte ich immer, entscheiden musste ich selber.» Dass er zum Onkel kam, bezeichnet er als Glück. Ferdinand Nigg – er war der Moderne, brachte schon früh Abstraktes von Deutschland mit – und andere Charaktertypen gingen bei ihm ein und aus. Eine gute Balance. «Nigg und Frommelt waren für mich wie zwei Pfeiler, dachten breit, waren gross im Geist. Bei den Professoren in Paris habe ich keine grösseren Persönlichkeiten getroffen. Aber vielleicht war ich ja auch blind», lacht er.

Nach drei Jahren meinte Anton Frommelt, dass es für Martin nun an der Zeit sei, zu gehen, um sich im Beruf zu entwickeln. «Er fand, Paris wäre das Vernünftigste. Ich stellte mir den Süddeutschen Raum vor. Nach Paris wollte ich nicht, konnte mit der französischen Sprache nichts anfangen.» Es wurde doch Paris. Von 1952 bis 1962 studierte er Kunst an der Ecole des Beaux-Arts in Paris. «Als ich dort ankam und das Häusermeer sah, konnte ich mir nicht vorstellen, jemals die Adresse zu finden», erinnert er sich lächelnd. In der Schule bildeten sich Studentengruppen, die Kommunisten, die Katholiken, dazwischen die Bourgeoise. «Ich war bei den Katholiken, war nie ein Bohémien. Es wurde viel diskutiert, philosophiert, auch die Auseinandersetzung mit dem Konzial fand statt. Der Frauenanteil bei uns lag damals bei zwei Drittel. Vielfach waren sie aber hauptsächlich wegen der jungen Architekten vis-à-vis unseres Malateliers dort – zwecks späterer Familiengründung», lacht der Künstler. Jeweils von Herbst bis Mai hielt

er sich in Liechtenstein auf, um Geld für seine Existenz in Paris zu verdienen.

Nach dem Studium schliesst sich Frommelt mit Kollegen zu einer Künstlergruppe zusammen, die sich mit der Integration von Kunst in der Architektur und im öffentlichen Raum beschäftigt. «Die Glöcknerwohnung von St-Sulpice war ein Glücksfall. Zuvor suchten wir strassenweise nach Ateliers, hatten kein Geld und uns damit abgefunden, nach Hause zu müssen. Als Entscheidung arbeiteten wir, viel auch sozial, für den Pfarrer, der dort unter den Kuppeln armen Familien Obdach gab.» Paris, für Martin Frommelt damals zweite Heimat, besucht er nach wie vor jedes Jahr.

1962 richtet er, zurück in Liechtenstein, sein erstes eigenes Atelier ein. Aus der Verbindung mit Anne, die er in Paris kennenlernte, stammen drei Kinder. «Für mich ist Familie ein normaler Zustand. Es liegt ja auch Kraft darin.» Bei der Entscheidung, hier seine Zelte aufzuschlagen, habe möglicherweise auch eine

gewisse Kommodität mitgesprochen. «Ich hatte hier meine Existenz. Der Traum, jedes Jahr für drei Monate in Paris zu sein, liess sich mit den Arbeiten, die ich hier hatte, nicht vereinbaren.» Frommelt's Werke sind in internationalen Sammlungen vertreten. Dem Galeriebetrieb und damit dem internationalen Kunstmarkt blieb er jedoch stets fern. «Das sind Entscheidungen, die man trifft, die absolute Konsequenz haben.» Protagiert zu werden, falle damit weg. «Ohne den Handel der Galerien musst du bei jedem Preis, den du machst, einen Nuller streichen.»

Sein erstes druckgrafisches Werk, die Apokalypse nach Johannes, eine Farbholzschnitt-Serie zur Thematik der Transzendenz, erschien 1970, nach fast zehn Jahren Entstehungszeit. Für Frommelt's Entwicklung war es die wesentlichste Arbeit. «Sie ist die Befreiung in eine eigene Welt, bildete die Grundlage von allem, was ich danach ausgeführt habe.» Dazwischen liegt die «Creation – fünf Konstellationen zur Schöpfung (1989–99). «Ich wollte sie eigentlich gleich nach der Apokalypse machen, hatte aber keine Kraft mehr, war leer.» Er brauchte Bodenhaftung. Das Konzept zum «Vähtreb» entstand hauptsächlich auf Tuass (kleine Triesner Alpsiedlung). «Da siehst du wochenlang keinen Knochen. Ich habe mich sozusagen von der Landschaft mit ihren vielfältigen Strukturen ernährt. Sie ersetzte mir das Stadtleben. Wenn du auf Tuass stehst, den Talabschluss vor dir siehst – das sind unglaubliche Formationen.» Apokalypse, Creation und Vähtreb sind ein Zyklus: das Transzendente, der Boden/das Naturalistische und das dazwischen.

Hätte Martin Frommelt im Leben etwas anders machen wollen? «Man denkt manchmal, man hätte vielleicht mehr in diese oder jene Richtung sollen. Wenn du dich für etwas entscheidest, verpasst du einfach anderes. So ist das halt. Du musst dort sein, wo du bist und das auch richtig machen. Letztlich braucht es eine Sicht, den Willen und Arbeit. Ich bin nicht weit gekommen. Es lag halt das in mir. Mehr habe ich nicht», sinniert er. Mitte Mai reist er mit Lebensgefährtin Hanni Frick zu seinem Enkel nach Shanghai, Sohn Sebastian kommt von Tokio her dazu. Danach steht der Künstler wieder morgens um acht in seiner «Budi». Die Apokalypse habe ihm nochmals «den Ärmel reingezogen». Vorhandenes Versuchsmaterial wurde weiterentwickelt, die Sicht von damals der heutigen gegenübergestellt, gemalt. Nicht darstellbare Thematika, die man trotzdem in eine Bildhaftigkeit bringen müsse. Ein Buch über den gesamten Weg der Apokalypse ist in Entstehung.